

Hasse deinen Nächsten Brauchen wir so viele Feinde?

Heute starker Shitstorm

Essay Vor allem im Internet herrscht ein ziemlich rauer Ton. Verbirgt sich dahinter eine neue Lust am Streit?

■ Philipp Wurm

Als Axel F. zur Hassfigur des Internetmobs wurde, der ihn „grün und blau schlagen“, „zerficken“ oder „an den Eiern aufhängen“ wollte, verfiel er in Panik. Er begriff den Furor als ernste Kampfansage und fragte sich, ob er je wieder ein normales Leben führen könnte? Oder ob er nun ewigwährenden Anfeindungen ausgesetzt wäre. Der Vulgärschlamm, der auf Axel F. niedergegangen war, löste seine bisherigen Gewissheiten auf. Darunter die Zuversicht, dass die Menschen in diesem Land zivilisatorische Grundregeln einhalten, so aufwühlend der Anlass ihres Zorns auch sein mag.

Der Auslöser war ein Amateurvideo auf YouTube, das den Mann um die 50 auf einer matschigen Wiese zeigt. Axel F. betreibt eine Hundeschule, man sieht ihn, wie er gemeinsam mit

einem Auszubildenden einen bissigen Schäferhund dressiert. Jener Moment, der seinen Lebensfrieden zerstört hat, ereignet sich nach einer knappen Minute: Der Azubi schlägt der Hündin mit einer Schüssel aus Leichtmetall auf den Kopf. Eine kleine Bewegung nur, aber eine große Frage: Darf man schwer erziehbaren Hunden wehtun, damit sie parieren?

Innerhalb weniger Wochen sehen knapp 200.000 Menschen das Video, das ein Unbekannter Ende vergangenen Jahres ins Netz gestellt hat und das bereits 2009 im Rahmen eines Workshops aufgenommen worden war. Es hätte sich daraus eine anregende Diskussion über Tierethik entwickeln können. Stattdessen bricht über Axel F. aber eine Flut von Diffamierungen herein. Sie überschwemmt seine Facebook-Profile und seinen Mail-Account, so uferlos, dass die Polizei ihm sogar Personenschutz anbietet. „Sie hundequälende Drecksau!“, heißt es unter anderem, dutzendfach wird ihm mit Mord gedroht.

Brauchen wir Gegner?

Dabei ist es eher unwahrscheinlich, dass der Mann ein Hundequälter ist – auch wenn die Staatsanwaltschaft, womöglich beeindruckt von der massenhypnotischen Wirkung des Wackelfilms, mittlerweile Ermittlung des Troubleshooters, der verhaltensauffällige Kläffer Friedlich resozialisieren kann. Über den Fall sagt Axel F. heute: „Die unschöne Maßnahme war unsere letzte Alternative, um ihm das Beißen abzugewöhnen.“ Und: Die Erziehungsmaßnahme habe bewirkt, dass der Hund anschließend zur Halterin zurückkehren konnte.

Alles Indizien, dass es sich nicht gerade um einen Gewaltexzess gehandelt hat. Aber warum dann dieser Hass auf Axel F.? Auf andere? Und wie viel von diesem Hass erzeugt allein das Internet mit seinen neuen Kommunikationstechniken? Wie viel Hass steckt in jedem von uns, unabhängig von Facebook und Co.? Kann man von einer neuen Sehnsucht nach Feinden sprechen? Brauchen wir am Ende sogar Feinde?

Seit einigen Jahren schon fegen solche Empörungorkane durchs Internet. Ihre Erbaumungslosigkeit erinnert an alttestamentarische Vergeltungsparabeln. „Shitstorm“, so lautet das griffige Branding für den Versuch einer virtuellen Horde, jemandem die Pest an den Hals zu wünschen. Häufig einem Menschen, von dem man meint, er habe gegen eine Norm, einen

Wert oder eine andere gesellschaftliche Abmachung verstoßen.

Solche Shitstorms können Prominente und völlig normale Leute gleichermaßen treffen. Wie zum Beispiel Katja Riemann, die den Fehler beging, einen NDR-Talkmaster bloßzustellen, indem sie auf dessen debile Fragen keine debilen Antworten geben mochte. Oder die Hochspringerin Ariane Friedrich, die auf Facebook die Anschrift eines Stalkers veröffentlichte, der sie sexuell belästigt hatte, und dafür mit Verwünschungen bestraft wurde wie jener, man solle ihr „Urin ins Blut spritzen“.

Hinzu kommen zahlreiche Politiker, die aus vielerlei Gründen im Netz mit Eiern beworfen worden sind. Zum Beispiel Joachim Gauck: Als er Anfang 2012 zum Wulff-Nachfolger auserkoren worden war, wurde er in der Blogosphäre als „Antidemokrat“ gegeißelt. Er hatte unter anderem die Occupy-Bewegung „albern“ genannt. Oder die Grünen-Chefin Claudia Roth: Sie hatte am Jahrestag von Fuku-

shima an die 16.000 Toten erinnert und suggeriert, sie seien an radioaktiver Verseuchung gestorben.

Aber es gibt auch ernstzunehmende Empörungswellen mit gewissermaßen basisdemokratischem Gewinn: wie zuletzt der „Aufschrei“ via Twitter gegen Rainer Brüderle und dessen Anzüglichkeiten gegenüber einer Stern-Reporterin. Für die Stürme, die durch die Online-Foren missliebiger Großkonzerne brausen, gilt dasselbe: Sie setzen übermächtige Akteure unter Druck. Amazon etwa wurde von so einer Welle erfasst. Reihenweise machten Kunden ihren Unmut kund, angewidert von den Bedingungen, unter denen mies bezahlte Leiharbeiter Pakete schnüren muss-

ten. Ein Vorzeigeprotest im Zeitalter liquider Partizipation.

Vor allem aber jene Tiraden gegen Einzelpersonen, deren Lärmpegel in keinem Verhältnis mehr zum initialzündenden Funken steht, wirken dagegen gruselig – die Attacken gegen Axel F. sind nur ein Beispiel. Die Beschimpfungen gegen Katja Riemann zählen sicher auch dazu. Eine Meute rottet sich gegen ein schwarzes Schaf zusammen und projiziert

alles Böse dieser Welt auf das Opfer – kriertische Äußerungen degenerieren dabei zur Aggressionsabfuhr.

Niedere Beweggründe

Man kann es auch so ausdrücken wie Ulrich Wagner, Sozialpsychologe und Sprecher des Graduiertenkollegs für gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. Er sagt, der Shitstorm folge einer ähnlichen Logik

wie früher der Pranger. Ein öffentliches Faln aus dem Mittelalter als Vergleichsgröße, das Leid eines armen Teufels als Stimulans für narzisstische Machtgefühle unter Passanten.

„In der menschlichen Seele schlummert nun einmal die Versuchung, sich selbst höher als andere stellen zu wollen“, sagt der Theologe Markus Bräuer, hauptberuflich Medienbeauftragter der Evangelischen Kirche. Das klingt wie in Stein gemeißelt. Wo-

Warum ich mich bei Facebook eigentlich nach Feinden sehne

Klar, so ein Shitstorm kann schon, pardon, ganz schön Scheiße sein. Aber es gibt auch eine Welt im Internet, in der es keinen Hass und keine Feindschaft gibt. Die Menschen dort sind nett zueinander, sie tragen Blumen im Haar und lächeln einen an, während die Musik *Let the sunshine* spielt.

Ich spreche natürlich von Facebook. Facebook ist der wahr gewordene Hippietraum. Oder Beethovens Neunte. Also eigentlich ein wahr gewordener Alptraum.

Ich kenne Menschen, die das genau so sehen. Das sind meine Freunde im wirklichen Leben, sie haben einen normalen Aggressionspegel und eine intakte Urteilskraft. Dennoch verhalten sie sich bei Facebook wie bekiffte Allesumarmner. Ich allerdings auch. Geht ja nicht anders. Man kann den Frieden bei Facebook nicht stören, ich habe es ein, zwei Mal versucht, und einen meiner Freunde sanft kritisiert. Ich wurde weggeschwiegen. Gelegentlich kündigte ich einer Nervensäge die „Freundschaft“, mehr ist nicht drin.

Ich soll das doch nicht so ernst nehmen, sagt man mir, es sei doch harmlos und fabelhaft, dass jeder seine Streicheleinheiten bekommt. Man muss sagen: Grenzenlos bekommt. Ich beobachte zum Beispiel, wie ein sehr entfernter „Freund“ praktisch jeden Tag sein Profilbild ändert.

Nun gut, aber ist da auch nur einer, der diesen Menschen darauf hinweist,

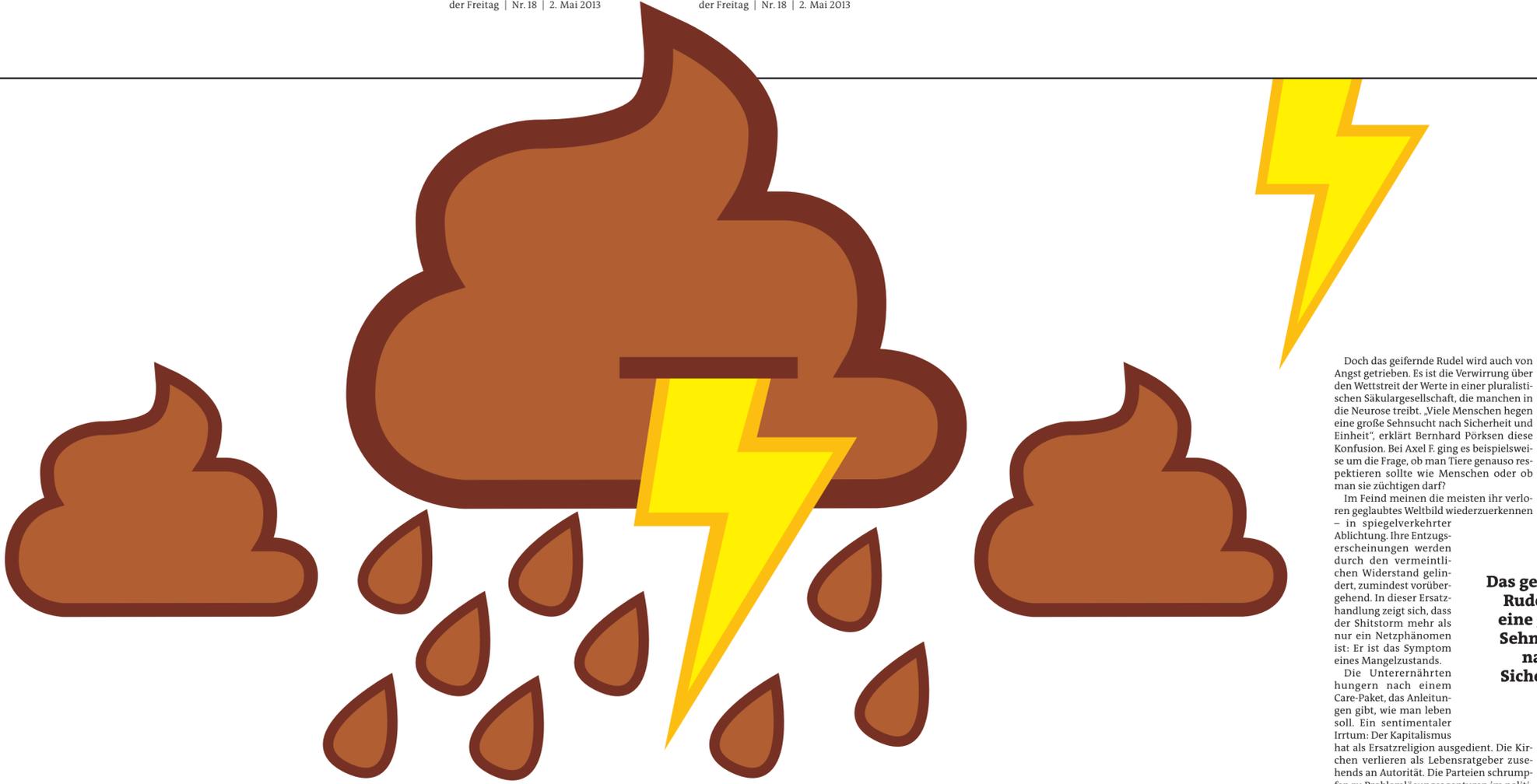
dass er möglicherweise eine narzisstische Störung hat, die fachmännisch behoben werden sollte? Nein, eine konstant bleibende Zahl von Freunden gibt ihm auch nach dem gefühlt fünfzigsten neuen Bild noch ein zustimmendes „Gefällt mir“. Kann sein, dass das ein Fortschritt für die Menschheit ist. Bezogen auf meinen Berufsstand, den des Journalisten, ist es keiner.

Parallel zur Medienkrise hat sich bei Facebook eine verlogene Bussi-Gesellschaft etabliert. Mit durchaus feinen Distinktionen. Es gibt Protagonisten, die ihre Aufmerksamkeit sehr kalkuliert verteilen, ich beobachte das, und natürlich nicht nur ich. Vor nun fast vier Jahren hat Tom Kummer für den *Freitag* einmal über diese Gesellschaft bei Facebook geschrieben. Der Artikel wurde damals viel diskutiert und kam in die Best-Of-Feuilleton beim Online-Magazin *Umblicktetter*.

Aber: Unter dem Artikel selbst gab es keinen einzigen Kommentar. Eisernes Schweigen.

So ist es bis heute geblieben. Der Hippietraum muss weitergehen. Meinetwegen. Aber was mache ich mit meinen zum Teil doch recht unerfreulichen Beobachtungen? Mit wem kann ich meinen Ärger teilen? Wo lästere ich mit meinen Freunden über „Freunde“?

Michael Angele



möglich hat sich nicht viel geändert in den vergangenen Jahrhunderten. So sehr wir unsere heutige Aufklärtheit auch schätzen mögen: Sie kann die niederen Regungen unserer Seele nicht wegwischen wie ein Putzlappen einen Fleck. Und seien es noch so viele Anti-Diskriminierungsbeauftragte, die schrubbten helfen.

Shitstorms und andere digitale Unwetter bilden das „kollektive Unbewusste unserer Gesellschaft“ ab. Das sagt auch der Tübinger Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen, Mitautor des Buchs *Der entfesselte Skandal*, das die Enthemmung an den virtuellen Stammtischen beschreibt. Aber ist das alles?

Da sind noch die interneteigenen Trigger, die den inneren Werwolf von der Leine lassen: Die Klickflächen der sozialen Netzwerke appellieren an den Affekt. Liken, teilen, senden – ab dafür. Da ist Binary-Choice-Modellierung – gefällt mir, gefällt mir

Wie ich versuche, mir eine Welt ohne Feinde vorzustellen

Es gibt in meinen Augen nur zwei vernünftige Möglichkeiten, mit Feinden umzugehen: Man muss sie vollkommen vernichten, oder man sollte gar keine haben. Alles dazwischen bleibt unbefriedigend.

Freundschaft ist ja eigentlich ein altmodisches Konzept. Denn Feinde sind in Wahrheit Partner, die den gegenseitigen Vorteil noch nicht verstanden haben, der aus der Kooperation erwachsen könnte. So gesehen gibt es keine Feinde. Eigentlich.

Allerdings laufen da draußen immer noch ein paar Dummköpfe herum, die das nicht verstanden haben. Für die gilt das alte irakische Sprichwort: „Friss Deine Feinde zum Mittag, damit sie dich nicht am Abend fressen.“

Allerdings wissen wir aus dem Fernsehen, dass das zum Beispiel im Irak nicht besonders gut funktioniert hat. Wahrscheinlich gilt das auch für viele andere Länder, wahrscheinlich gar für die meisten. Ich halte mich also lieber daran, keine Feinde zu haben.

Ja mehr noch: Für mich gibt es nur Freunde und den Rest der Welt. Die meisten Menschen, die einem schaden wollen, schaden sich selbst noch mehr. Sie müssen irgendwie unglücklich sein, stelle ich mir vor. Und wenn man nur lange genug am Fluss sitzt, wird man den Körper seines Feindes vorbereitbaren sehen. Ihr Unglück ist ja nicht meins. Aber ihr Unglück wird auch selten zu meinem Glück.

Aber wenn einem partout mal einer krumm kommen will, empfehle ich dieses Prinzip chinesischer Kampfkunst: „Der Gegner bewegt sich nicht, ich bewege mich nicht.“

Der Gegner bewegt sich, ich bewege mich vor ihm.“ Ich selbst bin allerdings noch längst nicht alt genug, um zu verstehen, wie das funktionieren soll.

Jakob Augstein

nicht –, die den moralischen Horizont auf ein frühkindliches Gut-Böse-Schema zusammenzuschumpfen lässt. Und da ist auch der Empfänger der Botschaft, meist ein Mensch, den man gar nicht genauer kennt, weit weg am anderen Ende der Leitung. All das summiert sich zu jenem Gratismus, der die Hetzjäger ansport. „Die Transaktionskosten für Äußerungen jeder Art sinken auf ein Minimum“, fasst der Münchner Soziologe Armin Nassehi zusammen.

Es ist ein Gemischtwarenladen der Lebensstile, der sich da auftut, irgendwo zwischen Schnitzel und Schawarma, Polynomie und Patchwork, Berghain und buddhistischem Kloster. Ein später Triumph des Individualismus – für manche aber offenbar auch eine Überforderung. Sie sehen ihre Identität zerbröseln. In einem Feind finden sie für einen kurzen Augenblick wie-

Warum Männer Feinde brauchen, um Freunde werden zu können

Als die Welt noch überschaubar war, teilte sie die Menschen in Verwandte, also dem Stamm Zugehörige, und Fremde. Weil das auf Dauer auch langweilig wurde, zog die Welt die bekannteren Differenzen ein. Sie teilte die Menschen in Freunde, also dem Stamm freundlich Gesonnene, und Feinde.

Ungefähr zeitgleich gewann eine andere Differenz an Bedeutung: Die zwischen Männern und Frauen. Letztere wurde damals im 16. Jahrhundert noch die Fähigkeit abgesprochen, Freundschaften einzugehen und zu pflegen (siehe Montaigne). Männer hingegen verbuchten diese Fähigkeit als einen Grund ihrer biologischen Überlegenheit und sahen die Welt unter einem existentiellen Blick: Bist du für mich oder gegen mich?

Es muss sich um einen anstrengenden Prozess handeln, diese Frage immer wieder für sich zu beantworten. So kommt es mir, zugegeben als Frau, vor. Daher zieht das Ganze wohl gerade eine Rudelbildung nach sich. Marty Brem würdigt sie in seiner Ode an die „Männerfreundschaft“:

„Wir waren Freunde
Dein Feind war auch mein Feind
Es können nur Männer verstehen was uns Männer vereint!“

Sondern haben also keine Feinde, nämlich nur Freunde, die sie daran erkennen, dass die gegen die gleichen Menschen sind, wie man selbst. Dieses Dafür-und-Dagegen-Sein entscheidet

Doch das geifernde Rudel wird auch von Angst getrieben. Es ist die Verwirrung über den Wettstreit der Werte in einer pluralistischen Säkulargesellschaft, die manchen in die Neurose treibt. „Viele Menschen hegen eine große Sehnsucht nach Sicherheit und Einheit“, erklärt Bernhard Pörksen diese Konfusion. Bei Axel F. ging es beispielsweise um die Frage, ob man Tiere genauso respektieren sollte wie Menschen oder ob man sie züchtigen darf?

Im Feind meinen die meisten ihr verlorenes geglaubtes Weltbild wiederzuerkennen – in spiegelverkehrter Ablichtung. Ihre Entzugserscheinungen werden durch den vermeintlichen Widerstand gelindert, zumindest vorübergehend. In dieser Ersatzhandlung zeigt sich, dass der Shitstorm mehr als nur ein Netzphänomen ist: Er ist das Symptom eines Mangelzustands.

Die Unterernährten hungern nach einem Care-Paket, das Anleitungen gibt, wie man leben soll. Ein sentimentaler Irrtum: Der Kapitalismus hat als Ersatzreligion ausgedient. Die Kirchen verlieren als Lebensratgeber zusehends an Autorität. Die Parteien schrumpfen zu Problemlösungsagenturen im politischen Kleinklein. Stattdessen weicht die Monopolstellung der altergebrachten Sinnstifter einem Flickenteppich neuer Werteangebote.

Es ist ein Gemischtwarenladen der Lebensstile, der sich da auftut, irgendwo zwischen Schnitzel und Schawarma, Polynomie und Patchwork, Berghain und buddhistischem Kloster. Ein später Triumph des Individualismus – für manche aber offenbar auch eine Überforderung. Sie sehen ihre Identität zerbröseln. In einem Feind finden sie für einen kurzen Augenblick wie-

der zu sich selbst. Der Shitstorm wird zum stabilisierenden Therapeutikum. Das Netz als kongenialer Ort der Aktion. Es ist nirgends und doch überall.

Es gibt aber auch Shitstorms, die sich jenseits solcher Katharsis von Grundsatzfragen mit aktuellen populistischen Strömungen verbinden. Ihr Hass ist so etwas wie der Straßenschmack einer deutschen Chauvinkultur, die in den Salons womöglich in den Herabwürdigungen eines Thilo Sarrazin ihren Ausdruck findet.

Eine solche Raserei hat Maike von Wegen, eine 31-jährige Sängerin und Schriftstellerin aus Berlin, zu spüren bekommen. Sie betreibt den Blog „Mutterseelenalleinerziehend“, in dem sie ihre Nöte als alleinerziehende Mutter zwischen Sozialleistungen und Sorgerechtsstreit protokolliert. Im vergangenen Herbst schreibt sie auf die Pinnwand von Heinz Buschkowsky, der zu diesem Zeitpunkt sein Migranten-Bashing öffentlich hat: „Sind Sie

zum Bürgermeister von Miami ernannt worden? Oder wovon handelt ihr ‚Buch‘? Ich kann Ihnen nicht folgen. Vielleicht liegt das Ohr, dass ich auf meinem rassistischen Darr taub bin?“

Die Wucht der Wörter

Daraufhin schütten Buschkowsky-Fans, meist männlich, ihren Hass über der Autorin aus. Um ihren Helden aus dem Neuköllner Rathaus zu verteidigen, den Streiter gegen „Multikulti“. Man pöbelt sie auf Facebook als „Berufshartzerin“ oder „Alice Schwarzer aller Hartzer“ an. Sie bekommt eine Mail, in der ihr eine Vergewaltigung angedroht wird.

Maike von Wegen traut sich nicht mehr, die Tür zu öffnen, wenn es klingelt: „Ich habe viel an mir gezweifelt und geweint. Ich habe mich gefragt: Was habe ich gemacht, dass ich einen solchen Hass auf mich ziehe?“ Wegen der angebotenen Vergewaltigung hat sie einen Strafantrag gestellt, aber bislang keine Antwort der Staatsanwaltschaft erhalten. Heute, mehr als ein halbes Jahr später, hat sie sich von den Angriffen weitgehend erholt. Eine gewisse Müdigkeit spürt sie aber immer noch, wenn sie ein Online-Forum betritt: „Ich habe nicht mehr den Impuls, zurückzuschießen“, stellt sie fest und klingelt selbst ein wenig verwundert. Es wirkt, als ob die Trolle ihr Ziel erreicht hätten.

Das zeigt die Wucht von Wörtern, die es in der Wirklichkeit gibt und die sich im Netz allenfalls reproduzieren, verdoppeln. Ihr Wellenschlag schwappt in die analoge Welt und verschlängt das Opfer. Eine Gnadenlosigkeit, die den Shitstorm zu einer Naturerscheinung macht: einmal losgetreten, ist er nicht aufzuhalten. Stattdessen türmt sich die Gischt zur Urgewalt auf. Man könnte glatt vergessen, dass es Menschen waren, die sie aufgeschäumt haben. Dabei liegt genau in dieser Urheberschaft das aufklärerische Spektakel: Sie konfrontiert uns damit, wie leicht wir uns hineinfinden lassen, diejenigen zu meucheln, die nur eine andere Meinung vertreten.

Glücklicherweise fließen dabei keine Blutströme, sondern nur die Nullen und Einsen im Datenverkehr der Server. Vielleicht hat diese Einsicht letztlich auch den Hundetrainer Axel F. erleichtert. Er nahm die Anfeindungen irgendwann nicht mehr ernst. „Drauf geschissen“, dachte er sich.

Philipp Wurm schrieb im *Freitag* zuletzt die Titelgeschichte „Der lange Weg nach oben“. Er lebt als Reporter in Berlin

Susanne Knott